

„Museen als Schaufenster in die neue Welt. Im Blick: Migration und Flucht“

17. November 2016: Migration, Diaspora und städtische Transformation

Workshop B mit Axel Drieschner (Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR, Eisenhüttenstadt). Impulsreferat: „Die Rolle der Neubürger beim Aufbau neuer Städte“

Input und Diskussion im Workshop:

Axel Drieschner stellt ein Projekt aus dem Jahr 2014 vor, das seinen Fokus auf Zuwanderung aus verschiedenen Teilen der DDR nach Eisenhüttenstadt legt (=Binnenmigration). Es geht aber auch um das Arbeiten und Leben im Sozialismus und das Heimischwerden in einer neuen städtischen Gesellschaft. Diese Projekt kann (und sollte) auf aktuelle Migrationsbewegungen übertragen werden.

Zur Einstimmung erzählt ein Teilnehmer von einer Ausstellung des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR nach der Wende im (heutigen) Museum FHXB mit Alltagsgegenständen aus der DDR. Sonntags kam es im Museum regelmäßig zu Auseinandersetzungen zwischen BesucherInnen aus dem Ost-Teil, die sich über die Würdigung ihrer Alltagsgegenstände freuten und West-BerlinerInnen, die sich aus einer überheblichen Perspektive heraus darüber lustig machten.

Der Schwerpunkt des Workshops liegt auf den NeubürgerInnen, die Eisenhüttenstadt ab 1950 besiedelt haben. Auf Grundlage von 18 lebensgeschichtlichen Interviews werden in einer Ausstellung die Biografien von ZeitzeugInnen sowie Fotos auf Stelen und in einem Katalogbändchen dargestellt. Themen der Interviews waren die Motive, nach Eisenhüttenstadt zu kommen, der Prozess des Einlebens, Beziehungen zu Heimatorten sowie der persönliche Werdegang. Ein Interviewpartner wurde nicht in die Ausstellung aufgenommen, weil er nicht wollte, dass seine Stasi-Vergangenheit angesprochen wird. Außerdem besteht die Ausstellung aus Exponaten der InterviewpartnerInnen (z.B. der Koffer eines Ingenieurs oder – z.T. regionaltypische – Erinnerungsstücke aus der Heimat wie zum Beispiel Räuchermännchen aus Sachsen).

Die Gründung des Eisenhütten-Kombinates im August 1950 zog die einzige komplette Neugründung einer Stadt in der DDR nach sich, die weitgehend losgelöst von bestehenden Ansiedlungen entstand: *„Das hat Konsequenzen für das Heimischwerden in dieser Stadt.“* Eisenhüttenstadt hat eine sehr klare stadträumliche Struktur: Die fächerförmige Planstadt im Baustil der „nationalen Tradition“ ist komplett auf die Fabrik ausgerichtet. Die größte soziale Einrichtung war das Krankenhaus. Bis 1989 wuchs durch das Wachstum des Werkes auch die Stadt kontinuierlich weiter auf 50.000 BewohnerInnen. Heute leben hier rund 25.000 Einwohner (zzgl. Asylbewerber-Erstaufnahmehager). Zu dem Asylbewerberheim bestehen allerdings nahezu keine bürgerschaftlichen Beziehungen.

Am Beispiel der Lebensgeschichte eines Meisters für Regelungstechnik im Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) wird der Ansatz der Ausstellung deutlich. Geboren wurde er 1930 in Hinterpommern. Sein Versuch, 1945 nach Deutschland zu gehen, wurde ihm verwehrt, er konnte sich gerade noch der Verschleppung durch die Sowjets nach Sibirien entziehen. In Polen musste er als Kuhhirte und Küchenjunge arbeiten bevor es ihm 1948 gelang, in die DDR auszureisen und dort eine Elektrikerlehre zu machen. Gegen seinen Willen wurde er vom Arbeitgeber nach Stalinstadt geschickt:

„Es war bei vielen nicht sonderlich beliebt in dieses Chaos, das sich zwischen Baracken und Matsch entwickelte, zu gehen. Bei anderen war es wieder Pioniergeist, die wollten da unbedingt hin. Oder auch die ‚schnelle Mark‘, die man da machen konnte. Man spricht da von Goldgräbern.“

Seine Heirat mit einer einheimischen Bauerntochter trug zur Integration in die neue Umgebung bei, so dass er sich dafür entschied, zu bleiben. *„Die Welt im Eisenhüttenkombinat sah ganz anders aus. Das war ein bunt zusammengewürfelter Haufen, der seine eigenen Umgangsformen entwickelte.“* (als Beispiel von Modeentwicklungen: Schlapphüte!)

Parallel zu traditionelleren gesellschaftlichen Formen existierten Brigaden, Hausgemeinschaften etc., die ebenfalls die Integration beförderten. Ältere Menschen blicken heute positiv auf dieses gemeinschaftliche Gefüge zurück, durch das sie sich geborgen und aufgehoben fühlten. Eine große Rolle für die Stadt spielten auch sozialistische Rituale wie etwa die Maifeier. Stalinstadt sollte Modellcharakter haben und eine propagandistische Strahlungskraft über die DDR hinaus erreichen (besonders durch aufwändige Bauten und eine sehr klare politische Linie, die verlangt wurde). Da es keine Einheimischen gab, gab es während der Aufbauzeit keine herkunftsbezogene Differenzierung zwischen „Etablierten“ und „Außenseitern“. Stattdessen gab es aber eine politische Teilung: Wer sich politisch nicht angepasst hatte, galt als Outsider und zog weiter. *„Der Druck, sich einzufügen in dieses sozialistische Biotop war enorm hoch.“* Auch an den Schulen herrschte ein ideologisch aufgeheiztes politisches Klima. Ende der 1950er Jahre haben 100 % an der Jugendweihe teilgenommen. Hier liegt eine strukturelle Schwachstelle der Ausstellung, da nur Menschen befragt werden konnten, die auch dort geblieben sind. Man hätte genauso die Gegenprobe machen können: Wer ist aus welchen Gründen in den 1950er Jahren weggegangen? Im Schnitt sind 1 % der Bevölkerung pro Jahr aus Stalinstadt weggezogen (weniger als im DDR-Durchschnitt).

Nach der Wende konnte der interviewte Techniker wieder in seine hinterpommersche Heimat zurückgehen. Dort hat er sich vor der Dorfschule ablichten lassen. *„Das sind ganz typische Abläufe, die man in Fotoalben findet. Dort finden sich immer die gleichen Zäsuren.“*

Horst Fischer aus dem Sudetenland wurde ebenfalls im Rahmen des Projekts interviewt. 1945 musste er die Heimat verlassen und arbeitete zunächst in einer anderen Stadt in einer Radiofabrik. Über seine Freunde wurde er in die Wohnstadt des Eisenhüttenkombinats geholt: *„Bambino, wo bleiben deine Unterlagen? Franzl ist schon hier, es wird dir eine einmalige Chance für deine berufliche Laufbahn geboten.“* Die zitierte Postkarte gehörte zu den seltenen Zeugnissen, die unmittelbar mit dem Ortswechsel der interviewten Personen in Verbindung standen.

Ein wichtiger Pull-Faktor waren die gut bezahlten Arbeitsplätze, die Qualifizierungsmöglichkeiten und die guten Aufstiegschancen/die hohe soziale Mobilität. Leute aus ganz einfachen Verhältnissen haben sich langsam hochgearbeitet, ein Fernstudium gemacht und wurden zum Ingenieur. Das Sample der portraitierten Leute ist allerdings nicht repräsentativ. Es war leichter, Auskünfte von Leuten zu bekommen, die eine geglückte Laufbahn hatten. Die „Gescheiterten“ konnten wahrscheinlich nicht erreicht werden. Noch wichtiger als die Arbeit war allerdings das Wohnungsangebot.

„Die Wohnungsfrage wurde die wichtigste soziale Frage. [...] Während andere DDR-Städte noch in Schutt und Asche lagen, wurde in Eisenhüttenstadt eine neue Stadt gebaut und so war ein immenses Wohnungsangebot vorhanden (verglichen mit anderen Orten). Andere Regionen wie Hoyerswerda zogen dann nach. Aber in dieser frühen Zeit stand Eisenhüttenstadt ziemlich allein da, und es sind

viele Leute hingekommen, denen es sonst nicht im Traum eingefallen wäre, ihre Heimat zu verlassen und in diese für sie völlig unbekannte Gegend an der Oder zu fahren, die auch nur sehr dünn besiedelt war. Wohnungen waren bis zum Ende der DDR das große Argument vor allen Dingen für junge Familien, nach Eisenhüttenstadt zu gehen.“

Ebenfalls als Zeitzeugin interviewt wurde Edith Wunsch, eine aus Niederschlesien vertriebene Lehrerin aus gutbürgerlichen Verhältnissen, die 1952 nach Eisenhüttenstadt kam. *„Das ist ein ganz wichtiger Aspekt, dass gerade in dieser frühen Periode sich die Einwohner selber in dieser Stadt mit Schweiß und Muskelkraft erstmal eingerichtet haben.“* (z.B. das Graben von Kabelschächten, die Einrichtung des Schulgebäudes etc.) *„Das ist einer der Punkte, der dazu führt, dass es nach wie vor eine enorm hohe Identifikation der älteren Bevölkerung mit ihrer Stadt gibt. Die lassen kein schlechtes Wort auf ihre Stadt kommen, weil sie damals auch in verschiedenen anderen Projekten (NAW, Nationales Aufbauwerk) selber Hand angelegt haben am Werden und Wachsen ihrer Stadt. Das spielt bei der nachkommenden Generation überhaupt keine Rolle mehr.“* Ab 1960 bestand im Grunde ein gefestigtes soziales und bauliches Gefüge.

Die Familie Peukert zog Mitte der 1950er Jahre nach StalinStadt. Wie viele bezog sie zunächst ein unfertiges Gebäude. Viele andere mussten erst einige Monate in Baracken unterkommen, wenn ihr Wohngebäude noch eine Baustelle war.

Typisch für die Aufbaugeneration, die als Kinder und Jugendliche selbst den Krieg erfahren haben, ist der Verlust des Vaters, wie es bei einem Drittel der Befragten der Fall war (meist kamen die Väter als Soldat um). Dieser Aspekt lässt sich sicherlich auch auf die heutige Flüchtlingssituation übertragen, meint Axel Drieschner.

„Frau Otto wurde sehr schnell selber Mutter. Das ist auch ein verbindendes Element. Es war dieselbe Generationserfahrung bei fast allen: Die Leute waren jung als sie in diese Stadt kamen, wurden da in das gesellschaftliche Leben integriert qua ihres Elterndaseins. Natürlich auch über die Arbeitsplätze. Frauen haben gearbeitet, anders als in Westdeutschland war die Berufstätigkeit der Frau ja obligatorisch. Auch da gab es wieder einen Faktor, der dazu geführt hat, dass es einen sehr starken sozialen Austausch gab. Und dann natürlich durch die Tatsache, dass man eine Familie gegründet hat, gemeinsam in der Kita und Schule mit anderen Menschen zu tun hatte. Eisenhüttenstadt galt damals als die jüngste Stadt der DDR.“

Ebenfalls portraitiert wurde Werner Klaczek, der in Beuthen aufgewachsen ist und sich dort ins politische Umfeld integriert hat. Er wollte immer nach (West-)Deutschland auswandern, schafft es aber erst Ende der 60er Jahre nach Eisenhüttenstadt. Er ist katholisch, was auf eine Besonderheit der „Spätzügler“ hinweist, die länger als die Bürger der DDR an ihrer christlichen Bindung festhielten. Ansonsten spielte Religion in der sozialistischen Neustadt keine Rolle, weshalb es auch kein Konkurrenzverhältnis zwischen Katholiken und Protestanten gab.

Adelgunde Pfeiffer wurde nach 1945 nach Sibirien verschleppt, um dort Zwangsarbeit in einem Sägewerk zu leisten. Ende der 1960er Jahre konnte sie die Sowjetunion verlassen und zog mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen nach Eisenhüttenstadt. (Erhaltene Dokumente: Geburtsurkunde aus der Sowjetunion, Katechismus).

Um 1960 war StalinStadt im Kern fertiggestellt und in „geordneten Verhältnissen“. *„Generell kann man sagen, dass diese Stadt mit diesen unterschiedlichen Formen von Zuzüglern es relativ schnell*

geschafft hat, ein neues soziales Gefüge herzustellen, wobei es wie erwähnt auch die abwandernden Menschen gab, die sich dort nicht heimisch gefühlt haben, die sind dann verschwunden, wir konnten ihnen nicht nachspüren. Wir konnten niemanden finden aus der frühen Zeit, der dageblieben ist und uns gesagt hat, dass er soziale Probleme hatte, ausgegrenzt worden ist, dass er Probleme dort hatte in seiner Umgebung, dass er nicht zufrieden war mit seinen Lebensverhältnissen. Das haben wir nicht gefunden.“ Die Werksbelegschaft hatte allerdings eine recht hohe Austauschfrequenz: Gerade in den ersten Jahren sind viele nach einer Weile wieder weggegangen, auch weil es eine sehr belastende Arbeit war (Schichtarbeit, Schmutz, ungesunde Arbeitsplätze).

Eine Teilnehmerin regt an, in der Diskussion thematische Brücken zu schlagen:

Gab es in der amtlichen oder alltäglichen Sprache Kategorisierungen für diese Menschen? (In West-Deutschland gab es z. B. „Gastarbeiter“, „Zuwanderer“, „Einwanderer“, „Migranten“.)

- Axel Drieschner ist das nicht bekannt. In der Forschung ist das erst recht spät aufgekommen. Aus der Mitte der 1980er Jahre gibt es sozialwissenschaftliche Forschungen zur DDR-Binnenmigration. Vorher scheint es kaum Beschäftigungen damit gegeben zu haben.
- In der Ausstellung werden sie „Zuzügler“ genannt. Es gibt verschiedene Teilgruppen wie die „Umsiedler“, die aber ab 1953 aus den Statistiken verschwanden. Die Frage der Integration wurde zu dieser Zeit für abgeschlossen erklärt und wurde öffentlich tabuisiert.
- Typisch ist der Begriff der „Aufbaugeneration“, der sich aber nicht auf den Migrationsaspekt bezieht.
- In der Stadt selber wird nicht thematisiert, dass es eine Stadt von MigrantInnen ist.

Gab es ethnische Ballungen in den Städten? Wie hat man die Situation damals gelöst, wenn es die Tendenz dazu gab?

- Nach Brandenburg bildete Sachsen die wichtigste Herkunftsregion, so dass es mit Eisenhüttenstadt beinahe so etwas wie eine sächsische Enklave in Brandenburg gibt.
- Die Befragten haben ansonsten gesagt, dass dies kein Thema war. Gerade durch die Brigaden habe es eine gute Mischung und viele neue Kontakte innerhalb kürzester Zeit gegeben.
- Die Beziehungen zur „alten Heimat“ haben sich relativ schnell gelockert (abgesehen von Besuchen bei Eltern, soweit möglich). Manchmal wurden die Eltern nachgeholt, wodurch es dann keinen Grund mehr gab, in die „Heimat“ zu fahren.
- Ein Teilnehmer ergänzt, dass es in West-Deutschland hunderte Museen und Veranstaltungsräume von Vertriebenen gab, die sich hier entsprechend ihrer Herkunft zusammengefunden haben. (Beispiel: „Haus Königsberg“ in Duisburg.) In Berlin haben das später die türkischen MigrantInnen genauso gemacht.

Gab es „Fremdarbeiter“ in Eisenhüttenstadt?

- Ab Ende der 1960er Jahre gab es in Eisenhüttenstadt „Vertragsarbeiter“ z. B. aus Mosambik und Angola. *„Zunächst war das so eine Art von sozialistischer Bruderhilfe. Da hat man gesagt: Ihr kommt jetzt hierher, bekommt eine Ausbildung. Wir helfen euch, euer Land anschließend zu entwickeln. Zum Ende der DDR war es tatsächlich nur noch der Einsatz von Fremdarbeitern. Da ging es letztendlich um die pure Ausbeutung der Arbeitskraft.“*
- Mit einem als „Mittelganghaus“ bezeichnetem Hochhaus gab es eine Art innerstädtisches Ghetto in Eisenhüttenstadt, das einen schlechten Ruf hatte und nach der Wende abgerissen

wurde. Die Zustände dort müssen sehr problematisch gewesen sein (Alkoholismus, Selbstmorde...).

- Diese Gruppen konnten allerdings leider nicht befragt werden. Das würde Reisen in deren Heimatländer erfordern.
- Eine andere Teilnehmerin berichtet über Neuruppin, wo einige VietnamesInnen leben, die vor der Wende in Eisenhüttenstadt waren. Viele von ihnen sind vermutlich nach Berlin gegangen. „Das ist eine unaufgeregte Gruppe.“

Protokolliert von: Anna Loffing